

2 Die deutsche Gegenwartssprache im Kontext aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen

Aus dem Blickwinkel einer „sprachhistorischen Standortbestimmung“ (Bär 2000: 9) dessen, was das heutige Deutsch ausmacht, stellt sich seit einigen Jahren nicht mehr so sehr die Frage, *ob* man für das heutige Deutsch eine neue Sprachstufe annehmen sollte, sondern vielmehr *wie* diese Sprachstufe zu benennen ist. So sieht Elspaß (2008: 6) genügend „Argumente für eine fünfte Sprachperiode in der Sprachgeschichte des Deutschen ab ca. 1950“ und Bär (2000) diskutiert Begriffe wie „Gegenwartssprache“, „Nachneuhochdeutsch“, „Postneuhochdeutsch“ oder „Spätneuhochdeutsch“ als mögliche – jedoch von ihm als eher unpassend bezeichnete – Begriffe, um das Deutsch der letzten sechzig Jahre zu benennen. Bär schlägt stattdessen den – allerdings mindestens ebenso fragwürdigen – Begriff „E-Hochdeutsch“ vor, der seiner Meinung nach den Vorteil hat, dass das darin enthaltene *E* auf die zentralen Faktoren verweist, die einen Einfluss auf die Ausbildung des heutigen Deutsch haben und hatten: *Egalisierung*, *Emanzipation* und *Engagement* als soziale Faktoren, die *Elektronischen Medien* als technische Faktoren, das *Englische* als sprachlicher Veränderungsfaktor für die deutsche Sprache und die *Europäische Einigung* als politisch-sozialer Faktor. Wie man an dieser Auflistung sehen kann, handelt es sich primär um außersprachliche Veränderungen, die nach Bär für den Sprachwandel verantwortlich sind. Dazu gehören vier große Bereiche, von denen zwei – die Globalisierung (v.a. der Einfluss des Englischen) und die Europäische Einigung – für die vorliegende Untersuchung weniger relevant sind, da sie eher Aspekte der Wortbildung und des Wortschatzes generell betreffen (Anglizismen wie *cool* oder *Notebook*, Kurzwortbildungen wie *EWG* oder *EU* oder neue Fachbegriffe wie der *Gemeinsame Europäische Referenzrahmen*).

Hoch relevant für die Herausbildung neuer syntaktischer Strukturen sind dagegen die Bereiche der gesellschaftlichen Veränderungen und der Entwicklung neuer Medien. In Bezug auf die gesellschaftlichen Veränderungen stellt Bär (2000: 13) fest, dass „sich die gesellschaftliche Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ mit drei Schlagwörtern beschreiben lässt: „Egalisierung, Engagement und Emanzipation.“ Darunter wird der Abbau von hierarchischen Strukturen, die Lockerung von Anredekonventionen, verstärktes Duzen und eine erhöhte Beteiligung der breiten Bevölkerung am gesellschaftlichen Leben verstanden, die früher vor allem über Vereine oder Bürgerinitiativen gewährleistet wurde, heute aber eher über Beteiligungsformate im Fernsehen

und Rundfunk und die aktive Gestaltung von Inhalten (Foren, Blogs, Homepages, soziale Netzwerkseiten etc.) im Internet verläuft.¹ Diese Prozesse wirken massiv auf die Sprachverwendung ein: „Auch in der Sprache spiegeln sich die Veränderungen im sozialen Gefüge. Nicht mehr eine bestimmte, einer sozialen Schicht oder Gruppe mit besonderem sozialen Prestige zugeordnete Art des Sprechens und Schreibens wird für die beste gehalten“ (Bär 2000: 13). Dadurch, dass SprecherInnen und SchreiberInnen unterschiedlichster sozialer und regionaler Herkunft mittlerweile ihre Sprachprodukte öffentlich machen, entsteht eine anerkannte Ausgleichsform, die mit dem Begriff *Umgangsdeutsch* (parallel zu der Varietät, die beispielsweise in Großbritannien als *colloquial English* bekannt ist) bezeichnet werden kann. Dieses Umgangsdeutsch enthält viele syntaktische Strukturen, die heute als unmarkiert gelten, die aber früher als für öffentliches Reden ungeeignet klassifiziert wurden.² Von Polenz (1999) verweist explizit auf die wichtige Rolle der Massenbeteiligung von SprecherInnen an der Konstitution dessen, was man als *die deutsche Sprache* bezeichnet: Über die Medien wird das Sprechen (und Schreiben) der Gesellschaftsmitglieder untereinander im großen Stil wahrnehmbar (inzwischen gilt das durch den Computer auch für schriftliche und nicht nur für mündliche Kommunikation), so dass die Medien dadurch als starker Motor des Sprachwandels fungieren:

Seitdem durch auditive Massenmedien und Demokratisierung öffentliches Reden nicht mehr auf eine schreib- und bildungssprachliche Elite beschränkt ist, wird zunehmend deutlich, dass von der traditionellen Schreib- und Schulnorm diskriminierte Satzbaumuster, die sich großenteils bereits im älteren Deutsch nachweisen lassen, im öffentlichen Reden meist ohne soziale Unterschiede verwendet werden. (von Polenz 1999: 358)

1 Linke (2000) sieht eine ähnlich gelagerte Entwicklung, die sie unter die Begriffe „Informalisierung“, „Ent-Distanzierung“ und „Familiarisierung“ fasst und exemplarisch an der Veränderung von Gruß- und Abschiedsfloskeln aufzeigt: Wo noch vor einigen Jahrzehnten „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“ erwartet wurde, wirken diese Floskeln heute steif und zu formell und haben den informelleren, Distanz reduzierenden Floskeln „Hallo“, „Ciao“ und „Tschüß“ Platz gemacht. Zu umfassenderen Vorschlägen einer Verbindung von sprach- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen vgl. auch den von Günthner/Linke (2006) herausgegebenen Sammelband „Linguistik und Kulturanalyse“.

2 Diese Sichtweise deckt sich mit dem neu entstandenen Interesse an der Sprache und Sprachverwendung *aller* SprecherInnen statt nur einer kleinen Bildungs- oder Machtelite: „Eine alternative Beschau der Sprachgeschichte kann sich nicht mit so genannten ‚inner-sprachlichen‘ Faktoren, der Entwicklung der Schriftsprache und der Sprache herausgehobener Persönlichkeiten der Geschichte begnügen, sondern hat die Sprache der gesamten Sprachbevölkerung des Deutschen – auch deren gesprochene Sprache – sowie soziopragmatische Aspekte der Sprachentwicklung zu berücksichtigen.“ (Elspaß 2008: 3)

In diesem Zitat klingt bereits an, was bei Bär als zweite für den aktuellen, besonders auch die Syntax betreffenden, Sprachwandel verantwortliche Komponente genannt wird: Die Kommunikation in den Massenmedien. Dabei spielt die „elektronische Kommunikation mittels der so genannten neuen Medien [...] eine wichtige Rolle für die deutsche Gegenwartssprache und voraussichtlich ihre zukünftige Entwicklung“ (Bär 2000: 16). Bär geht in diesem Zusammenhang primär auf die Kommunikation in den ‚alten neuen‘ Medien ein, d.h. Fernsehen und Radio,³ auch wenn – wie weiter unten gezeigt wird – die computervermittelte Kommunikation inzwischen einen mindestens ebenso großen, wenn nicht noch größeren Einfluss auf den Sprachwandel bzw. Sprachnormenwandel hat. Bei Bär sind die Medien Fernsehen und Radio deswegen so zentrale Faktoren für sprachliche Veränderung, weil sie durch die Erweiterung der Teilhabe an öffentlicher Kommunikation von ‚normalen‘ DurchschnittssprecherInnen maßgeblich zur Egalisierung beigetragen haben:

Besonders hervorzuheben ist die Textsorte der Talkshow, weil hier – insbesondere im Zeitalter des Privatfernsehens – nicht nur wenige, unter Aspekten der Sprachkompetenz elitäre Personen zu Wort kommen, sondern ein breiter Querschnitt der Bevölkerung, der für eine ebenso große Bandbreite der deutschen Gegenwartssprache steht. Dadurch werden der Sprachgemeinschaft auch Varietäten als ‚medienwürdig‘ präsentiert, die nicht oder nur bedingt zur Standardsprache zu rechnen sind, was wiederum Rückwirkungen auch auf bestimmte schriftsprachliche Textsorten hat, z.B. in der Pressesprache. (Bär 2000: 15)

Das Ergebnis der Beteiligung breiter Sprecherschichten an einer impliziten – allein durch ihre Präsenz in öffentlichen Medien bedingten – Setzung von sprachlichen Normen ist eine Veränderung der Sprachverwendung auf verschiedenen Ebenen. Es verändern sich, wenn auch nur langsam, Schreibnormen in bestimmten, eher informelleren Textsorten, und es findet in der zweiten Hälfte des 20. Jh. „teilweise eine Annäherung an Satzbauformen spontan gesprochener Sprache statt“ (von Polenz 1999: 535). Dies geschieht primär in informellen Schreibprodukten wie beispielsweise Fanzines (vgl. Androutsopoulos 2007) und in weniger starkem Maße in den Bereichen der Zeitungssprache, die von einem geringeren Formalitätsgrad geprägt sind, wie der Sportberichterstattung oder dem Feuilleton (vgl. Betz 2006). Schwitalla/Betz (2006: 389) zitieren

3 Den hohen Stellenwert des Mediums „Fernsehen“ betont auch von Polenz (1999: 516): „In Bezug auf das Verhältnis zwischen schriftlicher und mündlicher Sprache bedeutet das Fernsehen, noch stärker als der Kinofilm, eine Rückkehr zur mündlichen öffentlichen Kommunikation, nach Jahrhunderten der Geltungsdominanz der Schriftlichkeit von Briefen, Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, Plakaten und Akten.“

beispielsweise den Satz „Naja, halt so ein Einfall“, den ein Theaterkritiker in einer Rezension im FAZ-Feuilleton als Resümee verwendet hatte und sehen dies als ein Anzeichen für einen „verstärkten Trend zu mehr Mündlichkeit und Informalität“, von dem „auch andere Medien und Textsorten in der Öffentlichkeit, in Institutionen und in der privaten Kommunikation“ betroffen seien (zu beobachten ist dies im wissenschaftlichen Betrieb beispielsweise in der Lockerung der Kommunikationsnormen in E-Mails). Allerdings habe es diesen Trend zu informeller Sprachverwendung sowie zu einer Aufwertung der Mündlichkeit (gemeint ist hier eine „konzeptionelle Mündlichkeit“ im Sinne von Koch/Oesterreicher 1985) bereits „im ganzen 20. Jahrhundert“ gegeben. Dennoch kann man seit dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts eine Beschleunigung dieser Tendenzen beobachten, die von Polenz (1999: 341) primär dem Fernsehen (und, in geringerem Maße, dem Hörfunk) zuschreibt:⁴

Seit den 1970er Jahren kam die allgemeine umgangssprachliche und emotionale Auflockerung des Infotainment-Sprechstils hinzu [...]. Vor allem wird heute durch Hörfunk und Fernsehen ein überregionaler Substandard verbreitet, der eine zunehmend beliebte und zugelassene Alternative zu den traditionellen schreibsprachlichen und bildungsbürgerlichen Hochnormen darstellt.

In dem Zitat wird deutlich, dass neben der rein syntaktischen, strukturellen Annäherung von gesprochener und geschriebener Sprache auch die Veränderungen in Bezug auf den in bestimmten Situationen jeweils erwarteten Formalitätsgrad und die dort möglichen Stilebenen zu beachten sind sowie die Relation von unterschiedlichen Varietäten (Dialekten, Soziolekten) zu einer (hypothetischen) Standardvarietät. Die Veränderungsprozesse betreffen also mehrere Bereiche, es findet „ein Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache, ein Ausgleich zwischen gesprochener Sprache und geschriebener Sprache und ein Ausgleich der Stilebenen“ (Bär 2000: 22) statt.

Diesen Entwicklungen standen und stehen Gruppen präskriptiv orientierter Sprecher- und SchreiberInnen meist skeptisch bis ablehnend gegenüber, da Sprachveränderung traditionell eher mit Skepsis betrachtet wird (vor allem dann, wenn sie „von unten“ kommt; vgl. Bourdieu 1990). Es finden sich aber selbst auch bei SprachwissenschaftlerInnen, die einem konkreten Phänomen,

⁴ Diese Aspekte der „Personalisierung“ und „Emotionalisierung“ (Klemm 1996), wie sie beispielsweise in Fernsehsendungen beobachtet werden können, betreffen als soziologische Prozesse natürlich nicht nur die Sprache, sondern alles soziale Handeln in der Gesellschaft (vgl. exemplarisch hierzu den Sammelband zu „Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen“ von Biere/Hoberg 1996).

das sie untersuchen, neutral begegnen, häufig Begriffe wie „Krise“ und „Verlust“, wie ein Zitat von Gobber (2004: 244) illustriert:

Im heutigen Deutsch ist das Flexionssystem in eine ‚Krise‘ geraten, die viele Forscher auf die immer stärkere Tendenz des Systems zum analytischen Aufbau zurückführen. Dabei kann aber nicht übersehen werden, dass viele Entwicklungstendenzen für Mundarten und regionale Umgangssprachen schon typisch waren und in die Standardsprache eingedrungen sind, nachdem die Grenze zwischen der Standardsprache und den Dialekten porös geworden ist.

Auch wenn das Wort „Krise“ in Anführungszeichen gesetzt ist, verweist es doch auf die Wertung des Sprachwandels als etwas potentiell Problematisches. Mit den Stichwörtern der „regionalen Umgangssprachen“ und der Aufweichung der Grenzen zwischen Dialekten, Umgangssprachen und Standardsprache sind zwei zentrale Aspekte genannt, die für eine neue Sprachepoche namens *Gegenwartsdeutsch* verantwortlich sind. Die Ursprünge dieser Entwicklung sind ebenfalls wieder zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu suchen: „Überregionaler Militärdienst“, „Zeitungslesen“ und „Rundfunkhören“ sind nach von Polenz (1999: 457) die Ursachen für einen sich immer mehr verstärkenden „Standardsprachkontakt aller Bevölkerungsschichten“, der „seit der Jahrhundertmitte teilweise zum Dialektverlust“ führte.⁵ Wieder ist hier von einem „Verlust“ die Rede – allerdings bei gleichzeitiger implizierter Zunahme des Standards. Die Schlussfolgerung, dass durch den Dialektabbau der Standard zunimmt, kann jedoch nicht gezogen werden, wie Spiekermann (2004) zeigt. Das, was von Polenz als „Dialektverlust“ bezeichnet, geht einher mit einer parallelen Veränderung der Standardsprache. Spiekermann (2004: 109) spricht daher auch von zwei Prozessen, bei denen es sich „einerseits um einen Abbau dialektaler Formen (Dialektabbau) und andererseits um eine zunehmende Abkehr von standardsprachlichen Normen (Standardabbau)“⁶ handelt. Das heißt also – um dem negativ konnotierten Befund „Dialektmerkmale gehen im gesprochenen Standard zurück“ (Spiekermann 2004: 109) eine positive Bewegung entgegenzustellen –, dass

⁵ Vgl. hierzu auch Macha (1991: 219), der in seiner Untersuchung der Sprache rheinischer Handwerksmeister feststellen konnte, dass eine „Flexibilität im Umgang mit Sprachvarietäten“ entstanden ist, die „im Gefolge jüngster gesellschaftlich-historischer Veränderungen (Bevölkerungsdurchmischung seit dem 2. Weltkrieg; regionale Mobilität in Richtung Köln-Bonn und vice versa etc.)“ dazu geführt hat, dass das Rheinland zu einer „sprachlich sehr gemischten Welt“ geworden ist.

⁶ Zum gleichen Thema auch Ziegler (1997; 2000) und, mit einem Schwerpunkt auf die „Umstandardisierung“ der Standardvarietäten, Mattheier (1997: 6).

gleichzeitig „(noch) nicht-standardsprachliche, nicht-regionale Merkmale“ zunehmen.

Diese Entwicklungen sind nicht nur für die Innenwahrnehmung aus der Perspektive der muttersprachlichen DeutschsprecherInnen von Bedeutung, weitaus relevanter sind sie auch für die Entwicklung neuer Konzepte der Vermittlung der deutschen Sprache an DaF-LernerInnen. Wo noch vor 50 Jahren eine relativ klare ‚Arbeitsteilung‘ zwischen Standardsprache und Dialekt vorherrschte, die es ermöglichte, zu argumentieren, dass z.B. den DaF-LernerInnen mit der schriftorientierten Standardsprache eine Varietät zur Verfügung stünde, die in allen – außer extrem nächsprachlichen (Familie, Dorfgemeinschaften) – Kontexten funktionierte, hat sich heute die Umgangssprache auf viele vormals distanzsprachliche Bereiche – und, seit dem Aufkommen der computervermittelten Kommunikation, sogar auf öffentliche schriftliche Kommunikation – ausgedehnt und dabei zugleich auch die Dialekte zurückgedrängt. Der (didaktische) ‚Nachteil‘ dieser Entwicklung besteht darin, dass nun mindestens zwei ‚Standard‘-Varianten, ein monologisch orientierter und ein interaktional orientierter Standard, gelehrt werden müssen.⁷ Der ‚Vorteil‘ liegt auf der anderen Seite aber darin, dass die Barriere zwischen der Umgangssprache (bzw. den Umgangssprachen) und den Dialekten heute weniger hoch ist:

Die heutige Dialektalität ist nicht mehr diejenige von 1950 (auch in Bayern nicht!), die Umgangssprachlichkeit hat eine eminente quantitative Erweiterung erfahren und die Vorbildlichkeit einer überall in Deutschland verbindlichen Standardsprachlichkeit als übergeordneter Zielnorm des Sprechens ist um Einiges herabgestuft worden. (Macha 2006: 151)

Wie bereits erwähnt, betrifft der Sprachgebrauchswandel allerdings nicht nur die „Zielnorm des Sprechens“, sondern auch die des Schreibens. Parallel zur Umgangssprache bzw. Alltagssprache entsteht eine Umgangs- oder Alltags-schriftlichkeit, die zwar durchaus Ähnlichkeiten mit der Art der Sprachverwendung hat, die Elspaß (2005) bereits für Auswandererbriefe „kleiner Leute“ im 19. Jahrhundert festgestellt hat, die aber dadurch, dass sie nun nicht mehr nur für einen extrem engen Adressatenkreis (Freunde, Familie) in einem nächsprachlichen Kontext bestimmt ist, sondern je nach Kommunikationsform in der Öffentlichkeit deutlich wahrnehmbar ist,⁸ eine völlig neue Qualität in Bezug auf

⁷ Die Menge der zu lehrenden ‚Standards‘ weitet sich allerdings aus, wenn man textsorten- und gattungstypische Besonderheiten mit erfassen möchte.

⁸ Insofern ist es beispielsweise weniger verwunderlich und entsprechend weniger wirkungsvoll in Bezug auf den Sprachwandel, dass nicht-öffentliche SMS typischerweise „fast durchweg mündlich konzipiert“ sind. Moraldo (2004: 259) gibt folgende Erklärung für die Präferenz von

den Sprachwandel bzw. Sprachnormenwandel hat. Bereits 1997 stellte Pansegrau fest, dass „sich in E-Mails eine neue Form von Dialogizität und sprachlicher Kreativität (konstituiert), die sich an mündlichen Kommunikationssituationen zu orientieren scheint“ (Pansegrau 1997: 22). Diese Entwicklung hat sich, wie von Pansegrau prognostiziert, in den letzten Jahren fortgesetzt und gilt nicht mehr nur für rein private Kommunikationsformen, sondern auch für (semi)öffentliche Kommunikation über Homepages, Foren, geschäftliche E-Mails u.a. Das Resultat ist das langsame Entstehen einer „neuen Schriftlichkeit“ (Androutsopoulos 2007), die – parallel zu den bereits teilweise vollzogenen Normveränderungen in der gesprochenen Sprache – auch zu Normveränderungen in der geschriebenen Sprache führen wird:

Die Neuen Medien eröffnen Möglichkeiten schriftbasierter Kommunikation, die zu einer (vermutlich nachhaltigen) Transformation von Schriftlichkeitsnormen führen. Insbesondere in der privat-außerinstitutionellen, durch Beziehungszentriertheit und Flüchtigkeit geprägten schriftbasierten Interaktion sind Schreibstile zu verorten, die sowohl von konzeptioneller Mündlichkeit als auch von der Exploration der Visualität der Schrift gekennzeichnet sind. [...] Es spricht einiges dafür, dass spezifische Tendenzen mündlicher Schreibung, beispielsweise Reduktionen und Klitisierungen, mittelfristig das bisherige normative Inventar von Umgangsschreibungen anreichern werden. (Androutsopoulos 2007: 94–95)

Die gesellschaftlichen und technischen Veränderungen der letzten fünfzig bis sechzig Jahre haben zu tiefgreifenden Auswirkungen einerseits auf die Sprachstruktur selbst (das allerdings in geringerem Maße) und andererseits auf die Wahrnehmung der Angemessenheit sprachlicher Mittel (dies in weitaus größerem Maße) geführt.

Was sich vor allem geändert hat, ist die Bewertung gesprochener Sprache, die sich besonders deutlich in den Grammatiken des Deutschen, wie z.B. in den

mündlicher Konzeption in SMS: „Informalität der situativen Rahmenbedingungen, kolloquialer Kommunikationsstil, Gesprächsthemen, bei denen ungezwungen, formlos und spontan über meist belangloses Zeug ‚getextet‘ wird, jugendspezifische Begrüßungs- und Abschiedssequenzen, fragmentarische Äußerungen, dialektale Einflüsse, expressive Markierung von Emotionalität fokussieren Parameter mündlicher Sprachgebrauchsstrukturen, die kommunikative Nähe und Intimität der SMS-User ausdrücken.“ Was dagegen weitaus relevanter für den Sprachwandel ist, ist die Tatsache, dass auch in Foren und Newsgroups, Blogs (ausführlich zu den Eigenschaften dieser Kommunikationsform Moraldo 2007), privaten Homepages, online Fanzines und virtuellen Kommentarseiten und Gästebüchern eine konzeptionell mündliche Sprache vorherrscht, denn diese sind nicht nur für jeden sichtbar, der einen Internetzugang hat, sie werden oft auch über Jahre und Jahrzehnte archiviert und haben damit eine Lebensdauer, die die vieler traditioneller Schriftprodukte wie ‚offline‘ Zeitungen und Zeitschriften bei weitem übersteigt.

letzten beiden Auflagen der Duden-Grammatik (2005; 2009) zeigt. Zunehmend wird gesprochener Sprache (bzw. generell interaktionaler Sprache) mit einer akzeptierenden anstatt einer diskriminierenden Einstellung begegnet. Parallel dazu ist eine Normdebatte in der Linguistik und Sprachdidaktik aufgekommen, die mit den veränderten Auswahlmöglichkeiten der sprachlichen Mittel einhergeht, die in bestimmten Situationen als angemessen gelten (Denkler et al. 2007; Günthner/Imo/Meer/Schneider 2012). Von Polenz fasst den durch die linguistische Forschung ausgelösten Einstellungswandel in Bezug auf die bis in die zweite Hälfte des 20. Jhd. verbreitete Einstellung, dass nur der „ganze Satz“ grammatikalisch korrekt sei, pointiert zusammen: „Seitdem sich die Germanisten auch auf die Erforschung gesprochener Sprache eingelassen haben, ist deutlich geworden, dass der vollständige Verbalsatz nicht die einzige Satzbauform ist, von der man alle anderen Formen als ‚fehlerhaft‘ ableiten könnte.“ (von Polenz 1999: 359) Was sich zunächst als Einsicht innerhalb der linguistischen Fachdisziplin durchsetzte, beginnt sich seit den 90er Jahren auch in den Grammatiken niederzuschlagen. Eine der ersten Grammatiken, die systematisch die gesprochene Sprache berücksichtigte, war die von Zifonun et al. (1997) herausgegebene Grammatik der deutschen Sprache („IDS-Grammatik“). Seitdem sind die „Textgrammatik des Deutschen“ von Weinrich (2005), die einen ausschließlich der gesprochenen Sprache gewidmeten Abschnitt zur „Syntax des Dialogs“ beinhaltet (der immerhin fast einhundert Seiten umfasst), und seit 2005 die Duden-Grammatik mit dem von Reinhard Fiehler verfassten Kapitel zur gesprochenen Sprache hinzugekommen. Neben den eben erwähnten Grammatiken, die mehr oder weniger umfassend auf die gesprochene Sprache eingehen, finden sich aber inzwischen in fast allen Grammatiken immer wieder Verweise auf typisch mündliche Strukturen:

Die Tatsache, dass die einschlägigen Grammatiken Angaben zum gesprochenen Deutsch machen, zeigt, dass das Interesse an Informationen zum gesprochenen Deutsch in den 90er Jahren gewachsen ist – eine Berücksichtigung gesprochener Sprache ist inzwischen obligatorisch in der Grammatikschreibung. „Wie hältst du’s mit der gesprochenen Sprache?“ dürfte zur Gretchenfrage für Grammatikautoren werden. Dies ist sicherlich dadurch zu begründen, dass sich das Normverständnis in den letzten Jahrzehnten geändert hat – die Tendenz geht eindeutig in Richtung des von Eisenberg einfühlsam beschriebenen offeneren Normverständnisses, das eine Negativbeurteilung der gesprochenen Sprache auf Grundlage der schriftsprachlichen Normen immer mehr ausschließt. (Hennig 2002: 314)

Wie stark die Grammatikschreibung von den Forschungsergebnissen der Linguistik abhängig ist, zeigt der Fall von „weil mit Verbzweitstellung“, also von Sätzen wie „warum kauft ihr denn keine größeren müsli-päckchen↓ *weil* die reichen doch nirgends hin“ oder „ich will das geld nicht weil was soll ich da-

mit“ (in der Duden Grammatik 2005: 1219 werden diese aus Günthner 1993 entnommenen Beispiele als Belege angeführt). Heute kann es sich kaum noch eine Grammatik erlauben, dieses Phänomen, zu dem inzwischen zahlreiche Untersuchungen vorliegen – Kilian (2006: 79) spricht von der „mittlerweile berühmt-berüchtigte[n] Zweitstellung des Finitums im untergeordneten Nebensatz“ –, nicht mindestens in einer Fußnote zu erwähnen.

Die Tatsache, dass die Gesprochene-Sprache-Forschung bislang einige Phänomene ausgiebig und umfassend, andere jedoch nur in Ansätzen beschrieben hat, führt zu einer Schieflage der Repräsentation gesprochensprachlicher Syntax in den Grammatiken. Im Moment sieht der Ablauf in Bezug auf die Grammatikschreibung so aus, dass immer dann, wenn ein Phänomen in der Fachwissenschaft etabliert ist, es zunächst als Fußnote, später dann als eigener Eintrag aufgenommen wird (vgl. Günthner 2005c). Die Vergleichsfolie „Standard“ bildet dabei aber immer noch die konzeptionell geschriebene Sprache, zu der ungleich mehr Untersuchungen vorliegen: „Medial gesehen steht die Standardsprachnorm eher für die geschriebene Sprache, während die gesprochene Sprache eigene, teilweise abweichende Regularitäten aufweist, welche aber (v.a. im Kernbereich der Grammatik) noch kaum systematisch beschrieben sind.“ (Busse 2006: 322) Angesichts der Tatsache, dass die Erforschung der Strukturen interaktionaler Sprache inzwischen zu einem anerkannten Forschungsbereich geworden ist und zunehmend Datenbanken und Archive entstehen, die einerseits medial mündliches Deutsch (Interviews, Alltagsgespräche, Radio Anrufsendungen, Talkshows etc.) und andererseits konzeptionell mündliches, aber medial schriftliches Deutsch (Chat-Kommunikation, SMS-Kommunikation etc.) speichern,⁹ ist es hoffentlich nur eine Frage der Zeit, bis sich der Wissensstand über (konzeptionell) gesprochene Sprache trotz deren größerer Heterogenität dem über (konzeptionell) geschriebene Sprache annähern wird. Dann wird möglicherweise auch die Frage beantwortet werden können, welche neuen Begriffe und Konzepte notwendig sind, um interaktionale Sprache zu beschreiben und welche Konzepte aus der traditionellen Grammatikschreibung übernommen werden können (vgl. Abschnitt 3).

In einem zweiten Schritt hat die Aufnahme der Strukturen interaktionaler Sprache in Grammatiken eine grundlegende Wirkung auf das Normverständnis, d.h. also auf den Bereich der (tendenziell präskriptiv orientierten) Didaktik. Schon seit 2005 sieht sich die Dudengrammatik trotz des im Vergleich zum Gesamtumfang schmalen Kapitels zur gesprochenen Sprache als Instanz, die „zur Klärung von Normunsicherheiten herangezogen werden [kann], die sich aus der

⁹ Mehr dazu in Abschnitt 5.

Differenz zwischen geschriebener und gesprochener Sprache ergeben“ (Duden 2005: 5).

An genau dieser Stelle setzt nun auch die vorliegende Arbeit mit dem Ziel an, Erkenntnisse über den Aufbau interaktionaler Sprache zusammenzuführen und auf diese Weise zu zeigen, dass ein Umdenken von einer Defiziteinstellung (interaktionale Sprache ist defizitäre monologische Sprache) zu einer Differenzeinstellung (interaktionale und monologische Sprache teilen viele Merkmale, haben aber je eigene, den unterschiedlichen Verwendungsweisen geschuldete syntaktische Strukturen) notwendig ist. Typischerweise verläuft die Aufnahme neuer Erkenntnisse aus der Fachwissenschaft der Linguistik in nicht-fachwissenschaftliche Bereiche folgendermaßen ab:

1. Zunächst wird durch die linguistische Forschung ein Phänomen beschrieben und avanciert dort zum (mehr oder weniger unstrittigen) Wissensbestand.
2. In einem zweiten Schritt greifen GrammatikautorInnen das Phänomen auf, das meist zunächst zögerlich (in Fußnoten, oft als „dialektal“, „regional“ oder „umgangssprachlich“ bezeichnet) in den Grammatiken Erwähnung findet, dann vollständig in die Grammatik integriert und somit kodifiziert wird.
3. Im dritten Schritt wird das Phänomen für diejenigen, die mit Sprache arbeiten, zu einem Gegenstand, mit dem man sich befassen *muss*. Diese Gruppe umfasst naturgemäß in großem Umfang Lehrende des Deutschen (ganz gleich ob im Mutter- Fremd- oder Zweitsprachkontext).

Im Bereich der interaktionalen Sprache – bislang primär beschränkt auf interaktionale *gesprochene* Sprache – ist dieser Dreischritt allerdings selbst für MuttersprachlerInnen nicht ganz einfach nachzuvollziehen, ganz zu schweigen von Lehrenden, die Deutsch nicht als Muttersprache erworben haben. Das liegt daran, dass interaktionale gesprochene Sprache als scheinbar natürliches und unproblematisches Phänomen zumeist nicht thematisiert wird und somit paradoxerweise, obwohl sie die häufigste Form der Sprachverwendung darstellt, den SprecherInnen fremd ist,¹⁰ und zwar deutlich fremder als die Schriftsprache, die stets bewusst erlernt werden muss.¹¹ Es ist daher nicht damit getan,

10 Dieses Fremdheitsgefühl stellt sich beispielsweise bei Studierenden ein, die das erste Mal in einem Seminar transkribieren und dabei ausschließlich auf die sprachliche Struktur, nicht den Inhalt der Äußerungen achten sollen.

11 Insofern kann die Grunddefinition, die Hernig (2005: 15) für den Begriff der „Fremdsprache“ gibt, durchaus auch für Bereiche der Muttersprache angewandt werden: „Fremd‘ bedeutet zunächst einmal soviel wie unbekannt, fern und damit außerhalb der unmittelbaren Erfah-

sich lediglich blind auf die – notwendigerweise immer sowohl im Umfang beschränkten als auch hinter der sprachlichen Entwicklung zurückbleibenden – Einträge in den Grammatiken zu verlassen. Vielmehr werden Grundkenntnisse über den Aufbau von Sprache-in-Interaktion benötigt, auf deren Basis dann schnell bislang unerforschte, unerkannte oder auch sich gerade erst im Zuge des aktuellen Sprachwandels entwickelnde Konstruktionen erkannt und verstanden werden können – etwa indem Konzepte wie die *Projektion* und *Retraktion* den Blick schärfen für typische Strukturen interaktionaler Sprache wie Diskursmarker, *wenn*-Sätze im Vor-Vorfeld oder Inkremente (vgl. Abschnitt 6.2). Wenn Thurmair (2002) fordert, dass auch Lehrende des Faches Deutsch sich mit Entwicklungstendenzen der Gegenwartssprache befassen sollen, so ist dies nicht ohne ein fundiertes Hintergrundwissen über die Sprachstruktur interaktionaler Sprache möglich:

Die Analyse von Entwicklungstendenzen ist nicht nur für den Sprachwissenschaftler von Interesse, weil sie etwas über das System und die zugrunde liegenden Regeln aussagen und – wenn man nicht bei der reinen Deskription stehen bleibt – eingeordnet und bewertet werden müssen; sondern auch für denjenigen, der mit der Vermittlung einer Sprache beschäftigt ist (Fremd- wie Muttersprache), ist die Beobachtung und darauf aufbauend die Beurteilung von Entwicklungstendenzen relevant. (Thurmair 2002: 3)

Die Begriffe „das System“ und „die [...] Regelaussagen“ dürfen in dem Kontext eines sich primär in der konzeptionellen (und meist auch medialen) Mündlichkeit vollziehenden Sprachwandels keinesfalls als das *System der Schriftgrammatik* und die *Regelaussagen der Schriftgrammatik* aufgefasst werden. Würde man die sprachlichen Veränderungen vor diesem Hintergrund betrachten, so führte das lediglich wieder in eine bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts vorherrschende Defizithypothese, die interaktionale Sprache als im negativen Sinne abweichend von der ‚eigentlichen‘ Sprache betrachtet.¹² Sprachwandel kann

rungswelten des sprachlichen Akteurs oder Rezipienten.“ Wie die Ethnomethodologie anhand der Brechungsexperimente Garfinkels (1967) gezeigt hat, ist ein großer Teil unseres alltäglichen Handelns für uns tatsächlich ‚fremd‘ in dem Sinne, dass wir zwar die Situationen mehr oder weniger automatisch erkennen und ebenso automatisch und routiniert bestimmte Handlungsmuster anwenden, uns aber dieses mustergeleiteten Handelns nicht bewusst sind. So erklärt sich auch der sich immer wieder einstellende ‚Aha-Effekt‘, wenn Studierende in Seminaren erstmals erkennen, dass selbst Reparaturen, Unterbrechungen und Abbrüche regelgeleitet sind und dass Partikeln wie *ja*, *ah*, *äh*, *mhm* u.a. keinesfalls ‚Wortmüll‘ sind, sondern feste Funktionen haben.

¹² Koch/Oesterreicher (1985: 25) stellen noch für die achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts fest, dass der gesprochenen Sprache nicht die gleiche Achtung entgegengebracht und der gleiche Stellenwert zugemessen wird wie der traditionell stärker mit hochkulturellen Praktiken

nur vor dem Hintergrund eines doppelten Wissens begriffen und mit all seinen didaktischen Implikationen erfasst werden: Einerseits über das Wissen der Regeln, die für formelle, streng kodifizierte konzeptionell schriftliche Sprache gelten und andererseits über das Wissen um jene Regeln, die – eher im Sinne von Regularitäten – den Gebrauch der informelleren, weniger streng kodifizierten konzeptionell mündlichen Sprache leiten. Ein Zitat von Kramsch (1997: 334) zeigt, welche Wirkung der Kontakt von Nicht-Muttersprachlern, die lediglich die Grammatik der konzeptionell schriftlichen Sprache erlernt haben, mit den Strukturen und Regularitäten der konzeptionell mündlichen Sprache auslösen kann:

Es war klar geworden, dass die stilisierte hochdeutsche Schriftsprache, die man an den Schulen lehrte, nie der Sprachwirklichkeit entsprochen hatte. Ich kann mich noch gut an meine Verblüffung erinnern, als ich 1976, nach Jahren, in denen ich Konversationskurse unterrichtet und anhand von Lehrwerken Deutsch sprechen gelehrt hatte, plötzlich in der Bibliothek das Freiburger Korpus von Texten ‚gesprochener deutscher Standardsprache‘ entdeckte. So sah richtig gesprochene Sprache aus: halbfertige Sätze, Redundanzen, Unterbrechungen, Verzögerungen, eine Menge nichtssagender Füllsel, und sogar – horribile dictu! – grammatische Fehler.

Die von Kramsch hier beschriebene Erfahrung dürfte von vielen Deutsch-LernerInnen geteilt werden. Wer auf diese Weise mit der gesprochenen Sprache in Kontakt kommt, stößt in der Tat zunächst auf eine ganze Reihe von Phänomenen, die „halbfertig“, „redundant“ und „nichtssagend“ sind oder sogar als „grammatische Fehler“ erscheinen. Doch wie Kramsch zu Recht betont: Dabei handelt es sich um „richtig gesprochene Sprache“, die vermeintlichen Fehler sind zum größten Teil auf Strukturen zurückzuführen, die grundlegend und notwendig für prototypisch gesprochene Sprache (d.h. konzeptionell und medial mündlich realisierte spontane, interaktional eingebettete Äußerungen) sind. Notwendig sind die besonderen syntaktischen Strukturen, weil gesprochene Sprache unter den Bedingungen der Flüchtigkeit, eines gemeinsam geteilten Wahrnehmungsraumes (und, damit einhergehend, der erweiterten Möglichkeit, Deiktika einzusetzen), der Synchronizität der Sprachproduktion und -rezeption und der Anforderungen des Interaktionsmanagements realisiert werden muss (zu einer zusammenfassenden Gegenüberstellung der Merkmale des gesprochenen und geschriebenen Deutsch vgl. Dürscheid 2006b). Ausgehend von der prototypisch mündlichen Sprache ist allerdings inzwischen eine Ausweitung

(vor allem Literatur und Wissenschaft) verbundenen geschriebenen Sprache: „Nicht nur bei gebildeten Laien hält sich hartnäckig die Ansicht, die gesprochene Sprache sei als defizienter Modus der ‚eigentlichen‘ Sprache, sprich: der geschriebenen Sprache, zu betrachten.“

der Strukturen auf Bereiche geschehen, die bislang durch einen höheren Formalitätsgrad (was zumeist gleichzeitig eine geringe oder gar keine Interaktivität bedeutet) gekennzeichnet waren. Von Polenz (1999: 358) stellt fest, dass „das Vorkommen umgangssprachlicher Merkmale in öffentlicher Rede als teilweise Annäherung der Standardsprache an die Umgangssprache, zumindest als Entstehung eines sozial nicht mehr diskriminierten Substandards erklärt werden muss“. Der Begriff des Substandards ist hier nicht abwertend zu verstehen, sondern eher im Sinne einer Verschiebung des Varietätengefüges in Deutschland. Dadurch, dass hoch formelle Register sich auf dem Rückzug befinden und vor allem im Gesprochenen, immer häufiger aber auch im Geschriebenen markiert erscheinen, entsteht der Bedarf für ein Register, das weniger formell ist und sich dennoch von Dialekten, Regionalsprachen, Soziolekten etc. dadurch unterscheidet, dass es auch für Bereiche wie den der „öffentlichen Rede“ verfügbar ist: „Dieser Substandard steht textsorten- und situationsspezifisch allen wahlweise zur Verfügung und sollte deshalb auch in Deutsch als Fremdsprache gelehrt werden.“ (von Polenz 1999: 358)

An dieser Stelle kann der Bogen geschlagen werden zu der Frage, welches Deutsch im DaF-Unterricht vermittelt werden sollte. Es ist nicht zweckmäßig, ein Deutsch zu vermitteln, das nur noch in wenigen hoch formellen Situationen seinen Platz hat.¹³ Die mangelnde Nachfrage nach einem solchen Deutsch besteht zu Recht. Was die Mehrzahl der LernerInnen des Deutschen wollen, ist der Erwerb von Kompetenzen, die dazu führen, dass man sich in der Zielsprache effektiv und effizient beschweren kann, einen Wunsch auszudrücken vermag, ein Kompliment machen oder empfangen kann, an Small Talk teilnehmen kann etc. Bei solchen Aufgaben ist eine normierte schriftsprachliche Syntax weitaus weniger wichtig als die kommunikative Kompetenz, über die erwarteten Praktiken und die sequenzielle Struktur dieser Aufgaben Bescheid zu wissen. Huneke/Steinig (1997: 48) erwähnen hier beispielsweise die Tatsache, dass die Deutschen „die eindeutige Aussage“ bevorzugen: „Sie meinen ‚ja‘, wenn sie ‚ja‘ sagen und ‚nein‘, wenn sie ‚nein‘ sagen; manchmal auch dann, wenn dies den Gesprächspartner verletzen könnte.“ Das Potential, das Gesicht von Gesprächspartnern zu verletzen, sei groß, wenn man die Praktiken nicht kennt, mit denen in der Zielsprache operiert wird. Huneke/Steinig erwähnen hier jedoch nicht, dass negative Antworten oder Bewertungen nicht, wie in dem Ausschnitt suggeriert, in einem abrupten „nein“ geliefert werden. Vielmehr gibt es routinierte

¹³ Pointiert hat dies Krumm (1997: 134; vgl. auch Krumm 2006) gefasst: „Der sprachliche Standard von ‚Abendgesellschaften‘ ist auch bei den Deutschlernenden nicht mehr gefragt.“ Der Standard von Abendgesellschaften ist dabei allerdings selbstverständlich nicht als mit dem Standarddeutsch schlechthin identisch zu setzen.

Strategien, mit Hilfe von Vorlaufelementen auf eine Nicht-Übereinstimmung hinzuarbeiten (vgl. hierzu z.B. Auer/Uhmann 1982 zum Aufbau von Bewertungen im Deutschen). Weiß man über den so beschriebenen sequenziellen Ablauf einer negativen Antwort oder Bewertung Bescheid, werden die von Huneke/Steinig beschriebenen Kommunikationsprobleme vermieden. Gleiches gilt auch für die von Günthner (2005c) diskutierte Möglichkeit, im mündlichen Sprachgebrauch mit Konnektoren wie *obwohl* und *wobei* die Verbzweitstellung anstelle der normgrammatisch geforderten Verbendstellung zu verwenden. Ihre Frage, ob diese Konstruktionen im DaF-Unterricht korrigiert werden sollten, „auch wenn deutsche MuttersprachlerInnen sie im Alltag immer wieder verwenden“, beantwortet sie damit, dass es Phänomene gibt, die eben „nicht einfach wie bisher als ‚korrekt‘ oder ‚unkorrekt‘ abgetan werden können, sondern dass es „gewisse Toleranzbereiche [gibt], was die Normen betrifft“ (Günthner 2005c: 59). Es ist ja nicht so, dass in der gesprochenen Sprache auf der Ebene der Syntax alles möglich wäre und der DaF-Unterricht dadurch zu einem reinen Vokabelunterricht reduziert werden müsste. Die typischen syntaktischen Strukturen des gesprochenen (besser: des interaktionalen) Deutsch sind überschaubar und somit auch vermittelbar. Das gilt umso mehr, als viele Phänomene, wie auch die Verbzweitstellung nach *obwohl* und *wobei*, nicht einfach nur formale Alternativen darstellen, sondern mit neuen Funktionen einhergehen: Während man durch die Verwendung von *wobei* und *obwohl* mit Verbendstellung Sachverhalte zueinander in Verbindung setzt, markiert man durch *wobei* und *obwohl* mit Verbzweitstellung einen Wechsel in der Sprechereinstellung oder der Haltung zum Gesagten, man wechselt also auf eine metakommunikative Ebene. Das erklärt auch, warum diese Konstruktionen in Sprache-in-Interaktion vorkommen und dort auch notwendig sind: Sie sind Produkte der „verschiedenen Existenzformen von Sprache“ (Günthner 2005c: 59) mit ihren jeweils eigenen Anforderungen. Die Anforderungen von Sprache und Sprachverwendung in unterschiedlichen Situationen sollen in dieser Arbeit thematisiert werden. Der Bedarf an fundierter Information für Lehrwerkaufsteller ist hoch – das gilt im Übrigen auch für Lehrwerke im Bereich des muttersprachlichen Deutschunterrichts, für die Bekes/Neuland (2006: 522) unzureichende fachliche Grundlagen feststellen und kritisieren, „dass die Ergebnisse der neueren linguistischen Forschungen zur Sprachvariation speziell im Hinblick auf die Dynamik von Sprachwandel- und Sprachnormierungsprozessen kaum in die Lehrwerkskonstruktion einbezogen werden.“ Die gleiche Kritik äußert Lüger (2009: 32) auch für den Fremdsprachenunterricht. Er beklagt, „dass die Ergebnisse konversationsanalytischer Arbeiten bislang kaum Eingang in die Fremdsprachendidaktik gefunden haben [...]. Diese Feststellung trifft in gewissem Sinne auch auf den Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen zu.“ Dieser Befund ist sicherlich

richtig. Gerade für den Bereich der dynamischen, sich ständig in Bewegung befindlichen und von der konkreten Situation und konkreten interaktionalen Einbettung abhängigen gesprochenen Sprache gilt allerdings, was Huneke/Steinig (1997: 49) zu einer idealen pädagogischen Grammatik sagen: Es wird sie niemals „fertig‘ zum Nachlesen“ geben können, denn „nur die einzelne Lehrerin und der einzelne Lehrer verfügen über das nötige Wissen und die nötigen Fähigkeiten, um eine pädagogische Grammatik für ihre jeweiligen Lerner zu erarbeiten.“ Lehrerinnen und Lehrern kommt somit die große und schwierige Aufgabe zu, sich mit der deutschen Sprache in einer breiten Palette ihrer Ausprägungen auseinanderzusetzen. Damit Strukturen interaktionaler Sprache, die sich nun einmal nicht für präskriptive Kodifizierung eignet, nicht aus Angst vor ihrer Komplexität gemieden werden, müssen aus der linguistischen Forschung Vorschläge kommen, wie das Phänomen Sprache-in-Interaktion verstanden werden kann. Das umfasst ganz zentral die Kenntnis über die Strukturen interaktionaler *gesprochener* Sprache, die als phylogenetisch und ontogenetisch primäre sowie als im Alltag häufigste Sprachverwendung den wichtigsten Bereich von Sprache-in-Interaktion bereitstellt (vgl. Dürscheid 2006b).